

500 Jahre Sebastian Castellio.
Sein »MANIFEST DER TOLERANZ«
im 600. Todesjahr von Jan Hus.
Vortrag gehalten am 19. Mai 2015 in Konstanz
von Wolfgang F. Stammler

Es klingt ja wie eine Ironie der Geschichte: Als Jan Hus am 6. Juli 1415 auf dem Scheiterhaufen verbrannt und seine Asche im Rhein versenkt wurde, um die Erinnerung an ihn endgültig auszulöschen, glaubte man doch tatsächlich, mit seinem Tod und seiner Asche auch die Wirkmächtigkeit seines rebellischen Geistes ein für alle Mal ausgelöscht zu haben. So als könnte man durch den Tod eines Menschen sein Tun und Wirken ungeschehen machen. Doch blieb von diesem Konzil ausgerechnet Jan Hussens Verbrennung als herausragendes Ereignis im kollektiven Gedächtnis verhaftet. Folgt man jedoch für einen Moment dieser abstrusen Logik, so musste die Asche von Jan Hus ja notwendig auch Basel passieren, eine Stadt, die später dafür bekannt wurde, Glaubensflüchtlinge aus den benachbarten Ländern bei sich aufzunehmen. Just in dieser Stadt war es, dass der 100 Jahre nach Hussens Tod geborene Castellio knapp 40 Jahre später, 1554, einen Satz formulierte, dessen Gültigkeit wie in Stein gehauen alle Zeiten und Systeme überdauern wird und auch diese Logik auf schlichte Weise ad absurdum führt: »Einen Menschen töten heißt nicht, eine Lehre verteidigen, sondern einen Menschen töten.«

Man wird sich fragen, was denn die beiden Menschen Jan Hus und Sebastian Castellio miteinander verbindet? Ich denke, es ist vor allem der Geist der Epoche, in der sie lebten. Mit Jan Hus und seinem tragischen Tod als sogenannter Ketzer beginnt, wie ich meine, auch diesseits der Alpen gewissermaßen die Zeit der Renaissance. Mit der Ketzerverbrennung Michael Servets, auf die wir noch zu sprechen kommen, und Sebastian Castellios Kampf für Glaubensfreiheit und Toleranz sollte diese Zeit dann ihren Höhepunkt erreichen.

Wenn wir versuchen wollen, diese Zeit zu beschreiben, stoßen wir auf ein Phänomen, das manche Historiker gerne als eine Zeit der Stagnation und Gärung beschrieben haben. Worin, so müssen wir fragen, könnten wir denn eine solche Stagnation und Gärung erkennen?

Ich will hier nur einige wenige Punkte herausgreifen, um deutlich zu machen, worin ich insbesondere im Blick auf Hus und Castellio eine solche Gärung erkenne. Ich sehe sie zunächst einmal in dem Aufbegehren gegen eine in ihrer Entwicklung stagnierende kirchliche Vorherrschaft, die sich mehr und mehr selbst pervertiert hatte und sich durch ihren zunehmend imperialen Charakter ihrer biblischen Wurzeln und damit ihrer christlichen Grundwerte zu berauben begann. Ein Aufbegehren auch gegen die Korrumpierung ihrer Dogmen, die sie als Machtinstrumente missbrauchte und zu deren Durchsetzung sie sich der weltlichen Obrigkeit bediente. In dem Aufbegehren (man hört darin auch den Anklang an das Wort Gärung) erkenne ich vor allem auch das Ringen um eine neue Sicht auf den Menschen, wie ihn die Bibel überliefert.

Es ist diese Zeit, in der der Mensch sich auf sich selbst zu besinnen beginnt und seine Stellung zur Welt und ihrer von Menschen geschaffenen Ordnung neu definiert. Erlebte sich der Mensch bis dahin gewissermaßen als Objekt der Geschichte, als passiven Teil einer über ihn bestimmenden, vorgefundenen mystischen Ordnung, die gleichsam gottgegeben war, so beginnt sich in ihm mehr und mehr ein Verständnis seiner Eigenständigkeit und Einzigartigkeit zu regen, ein eigener Wille, der zu eigenem Denken und Handeln drängt und ihn sich selbst als gestaltendes, sinnsuchendes und sinnstiftendes Subjekt der Geschichte erfahren lässt.

Damit einher ging notwendigerweise ein neues, auch naturwissenschaftlich begründetes Verständnis der Welt. So markiert für den Historiker Stephen Greenblatt in seinem Buch *Die Wende. Wie die Renaissance begann* die Wiederentdeckung des philosophischen Lehrgedichts *De rerum natura* (Über die Natur der Dinge) von Lukrez, einem Schüler Epikurs, im Jahre 1417 durch Poggio Bracciolini den Beginn dieser Epoche. In diesem Gedicht wurde die damals herrschende christliche Vorstellung von der Schöpfungsgeschichte geradezu auf den Kopf gestellt und mit seinem Vorgriff auf die spätere Atomlehre regelrecht atomisiert. Leonardo da Vinci und Galileo Galilei sind weitere prominente Akteure dieses Denkens, und in der bildenden Kunst finden sich neue, die christliche Bildwelt revolutionierende Zeugnisse eines neuen Menschen- und Weltverständnisses. Nicht zu vergessen Niccoló Machiavelli, der den *homo poli-*

ticus als einen machthungrigen, selbstsüchtigen Menschen neu definierte.

Im Blick auf den Menschen und dessen Stellung in der Welt begegnet man in dieser Zeit auch einer neuen moralischen Bewertung dessen, was den Menschen ausmacht:

Die Bewusstwerdung einer jedem Menschen innewohnenden eigenen Vernunft führte zu der Forderung nach der Freiheit des Denkens. Die im 15. und vor allem im 16. Jahrhundert einsetzende und auf frühe Reformbestrebungen wie die der Waldenser, der Apostelbrüder und der Hussiten zurückgreifende Reformation war sicher der gewaltigste und revolutionärste Ausdruck dieses neuen Bildes vom Menschen und seines Verhältnisses zu Gott und der Welt – und zu sich selbst.

So gesehen war die Renaissance auch eine Epoche des Zweifels und der Suche nach neuen Gewissheiten. Von nun an war Glauben nicht mehr nur Ausdruck der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, in die man hineingeboren wurde und deren Ordnung, Glauben und Denken man ungefragt übernahm, sondern im besten Fall Ausdruck der Erfahrung einer dem Menschen von Gott in das Herz eingeschriebenen Wahrheit. Diese zu erkennen und zu ergreifen, darum sollte es künftig im Leben eines Christen gehen, auch wenn er sich damit in Widerspruch zu den herrschenden Lehren setzte. Entsprechend wurden auch die bisher geltenden Dogmen und deren Kontrollinstanzen in Frage gestellt, an deren Stelle nunmehr das eigene, an den fundamentalen christlichen Werten geschulte Gewissen treten sollte. Es war diese Zeit, in der das Recht jedes Einzelnen auf die Freiheit des Glaubens, des Denkens und Gewissens seine Wurzeln hatte.

Einer der schärfsten und entschiedensten Wortführer dieser Überzeugung war Sebastian Castellio, der in seinem 1554 unter dem Pseudonym Martinus Bellius erschienenen Traktat *De haeticis an sint persecuendi* (Über Ketzer und ob man sie verfolgen soll) das erste und die Toleranzkontroverse der Folgezeit prägende Manifest der Toleranz verfasst hatte.

Anlass dazu gaben ihm der Prozess und die anschließende Verbrennung des spanischen Arztes und Humanisten Michael Ser-

vet auf Betreiben des Genfer Reformators Johannes Calvin. Es war dieser Tag, der 27. Oktober 1553, historisch ebenso bedeutsam wie der 6. Juli 1415, an dem die noch junge Reformation in Genf ihre Unschuld verlor. Diese Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen bedeutete zugleich einen Verrat an all den Grundsätzen, mit denen die Reformation ihren Glaubenskampf und die Abspaltung von der katholischen Kirche bis dahin begründet hatte. Dazu gehörte in erster Linie das Recht auf eigene Glaubensüberzeugungen und die Freiheit von Verfolgung durch Institutionen wie die der römischen Inquisition.

Waren es bis dahin die Protestanten und andere sogenannte »Glaubensabtrünnige«, die von der Inquisition verfolgt und um ihres Glaubens willen getötet wurden, so tauschten sie nun die Rollen.

Protestanten wurden nun selbst zu Inquisitoren, und es war ausgerechnet die reformierte Kirche in Genf, die unter ihrem bedeutendsten und einstmals selbst verfolgten Führer, Johannes Calvin, einen auf seine Weise reformatorisch denkenden und gottgläubigen Menschen wegen Ketzerei verurteilen und hinrichten ließ. Der Urteilspruch lautete:

»Wir verurteilen jetzt endgültig dich, Michael Servet, angesichts Gottes und der Heiligen Schrift im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, gefesselt nach Champel gebracht, dort an einen Pfahl gebunden und mitsamt deinem Buch zu Asche verbrannt zu werden.«

Die über ihn verhängte Todesart – das langsame Verbrennen auf einem aus frischem Eichenholz und grünem Laub errichteten Scheiterhaufen – galt als so grausam, dass selbst die Inquisition sie nur selten anwandte. Grund für die Verbrennung waren Servets Verwerfung der Kindertaufe und – weit schlimmer noch – seine Verwerfung der Trinitätslehre, die auch den meisten reformatorischen Theologen als sakrosankt galt und der zufolge Jesus Christus als gleich ewig und gleichen Wesens wie Gott der Vater anzusehen war. Nachdem man das Holz entzündet hatte, betete Servet mit fast denselben Worten wie 138 Jahre vor ihm Jan Hus. Hatte dieser gerufen: »O Jesus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!«, so jetzt Servet: »O Christus, Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner!«

Was war daran falsch oder gar ketzerisch? Ketzerisch war die Wortstellung – wir erfahren es von Calvins Parteigänger Farel, der Servet auf seinem letzten Gang begleitet hatte und Zeuge

dieses Wehklagens geworden war. Er berichtete später, Servet hätte gerettet werden können, wenn er das Adjektiv »ewig« an eine andere Stelle gerückt und sich anstatt zu Christus, dem Sohn des ewigen Gottes, zu Christus, dem ewigen Sohn Gottes, bekannt hätte.

»Kaum war die Asche des Unglücklichen kalt geworden«, so berichtet Theodore de Bèze, die rechte Hand und späterer Nachfolger Calvins, da habe die Kontroverse um die Religionsfreiheit begonnen. Er bezog sich dabei vor allem auf die Angriffe aus Basel, wo Sebastian Castellio, der ehemalige Mitarbeiter Calvins, neun Jahre zuvor, enttäuscht und verbittert über die doktrinäre Unbeugsamkeit und Unbelehrbarkeit des einstmals von ihm verehrten Reformators, Zuflucht gefunden hatte. Dort reagierten nicht wenige mit Entsetzen auf dieses Ereignis. Selbst die Freunde Calvins versuchten, Calvins Beteiligung an diesem Prozess gegen Servet zu leugnen, vermutlich weil sie es selbst nicht glauben konnten.

Noch schwerer zu glauben und doch nicht zu leugnen war die rücksichtslose Entschlossenheit, mit der Calvin die Hinrichtung Servets betrieben hatte. Diese Entschlossenheit entstand keineswegs erst während des dreieinhalb Monate dauernden Prozesses. Den Entschluss, Servet zu töten, hatte Calvin nämlich bereits mehr als sieben Jahre zuvor gefasst. Anfang 1546 hatte ihm Servet das Manuskript seiner soeben fertiggestellten *Christianismi Restitutio* geschickt, die Calvins *Institutio* in entscheidenden Punkten widersprach. Als Calvin ihm daraufhin ein Exemplar seiner *Institutio* zusandte und es wenig später mit kritischen Randglossen versehen von Servet zurückerhielt, wollte Calvin mit dem »Satan, der ihn nur von nützlichen Studien abhalte«, nichts mehr zu tun haben und schrieb seinem Freund Farel in Neuchâtel: Falls Servet je einmal nach Genf komme, »so werde ich ihn, wenn mein Ansehen noch gilt, nicht lebendig von dannen ziehen lassen«.

Wie gut man in Basel über diese Vorgänge in Genf informiert war, zeigte der unmittelbar danach in Abschriften kursierende, anonym verfasste Bericht über den Tod Servets, die *Historia de morte Serveti*. Uwe Plath, der gründlichste Forscher zu diesem Thema, vermutet in seinem Buch »Der Fall Servet« aufgrund zahlreicher Hinweise Castellio als den Verfasser dieser Schrift.

Sie ist nicht nur ein genauer Bericht, sondern mehr noch eine dezidierte Anklage gegen Calvin. Darin heißt es unter anderem:

»Dieses Geschehen hat viele fromme Menschen entsetzt und den Skandal der Skandale ausgelöst, der wohl kaum jemals in Vergessenheit geraten wird. Denn die Frommen erheben bei dieser Tat viele schwere Vorwürfe:

ERSTENS, weil ein Mensch in Genf getötet wurde wegen seines Glaubens. Sie sagen nämlich, dass niemand wegen seines Glaubens getötet werden dürfe.

ZWEITENS, weil er mit Hilfe Calvins getötet wurde; denn dieser habe, um seinen Feind vernichten zu können, jemanden aus seiner Küche heimlich als Ankläger angestiftet, einen Mann, der von Servet und den Servet betreffenden Fragen überhaupt nichts wusste. Dies sei, so sagen sie, so weit von Christi Natur entfernt wie vom Himmel die Erde. Christus kam nämlich nicht, um zu verderben, sondern um zu bewahren.

DRITTENS, weil er so grausam getötet wurde, obwohl er flehentlich den Tod durch das Schwert erbeten habe. Diese unerhörte Grausamkeit könnte den Verdacht erwecken, dass die Genfer wieder in die Gunst des Papstes gelangen und durch diese Tat beweisen wollten, dass sie ihn keineswegs verabscheuten, auch wenn sie mit Worten gegen ihn toben.

VIERTENS, weil sich zu seiner Tötung Evangelische mit den Papisten verschworen haben.

FÜNFTENS, weil Servets Bücher verbrannt wurden. Dies (und einiges andere) scheine man vom Papst gelernt zu haben.«

Soweit dieses Zitat aus der *Historia*.

Das war aber erst der Anfang. Wenig später erschien die bereits erwähnte Schrift *De haereticis an sint persequendi* unter dem Druckort Magdeburg. Es dauerte nicht lange, da hatte de Bèze das Geheimnis um den eigentlichen Verfasser bereits erraten: Das Magdeburg liege wohl am Rhein, wo sich diese Ungeheuer (die Calvin-Kritiker) schon lange verborgen halten und hinter dem Bellius verberge sich vermutlich Castellio. »Vergleiche nur Castellios Widmungsbrief zur lateinischen Bibelübersetzung«, so schrieb er an Bullinger, den Zürcher Reformator, »und Du erkennst in beiden Schriften denselben Geist.«

Mit dieser Kampfschrift, dessen Hauptstück wiederum ein Widmungsbrief Castellios war, den an Herzog Christoph von Württemberg gerichtet hatte, entbrannte nun endgültig der Kampf zwischen Castellio und Calvin. Es war der Kampf zwischen zwei einander ausschließenden Prinzipien: auf der einen Seite die Freiheit des Gewissens und des Glaubens und auf der anderen der Herrschaftsanspruch einer – wohlgemerkt – reformierten Kirche, die von sich behauptet, im Besitz der reinen, unverfälschten Lehre zu sein, die unter allen Umständen zu schützen sei – und dies, das ist das Neue an dem reformatorischen Selbstverständnis, mit Hilfe staatlicher Gewalt.

Die Gegensätze, die sich dabei auftraten, kann man schroffer und unversöhnlicher kaum benennen, als dies de Bèze tat, das Sprachrohr Calvins, der in einer Gegenschrift zu Castellio schrieb:

»Die Freiheit des Gewissens ist eine Teufelslehre. Besser einen Tyrannen zu haben und sei es einen noch so grausamen, als die Erlaubnis, dass jeder nach seinem Sinne handeln dürfe.«

Hier wird deutlich, welches Rechts- und Staatsverständnis Castellios Gegner in Genf vertraten: Der Staat als das »weltliche Schwert« hat der Kirche bei der Durchsetzung ihrer Lehre und Disziplin uneingeschränkt zu dienen. Damit war die Idee eines Gottesstaates nach reformatorischem Muster geboren: eine Gesinnungsdiktatur, deren Führer nicht weniger unduldsam und brutal gegen Andersdenkende vorzugehen bereit waren als die von der Reformation als Satansknechte verschrienen Papisten. Das Gebot christlicher Nächstenliebe wurde verächtlich gemacht, Menschlichkeit als Teufelsspuk verunglimpft. Stattdessen hatten sich von nun an die Menschen dem Prinzip strengster Disziplin im Religiösen wie im Sittlichen nach Vorgabe Calvins zu unterwerfen. Barmherzigkeit gegenüber Andersdenkenden galt in diesem System als – so de Bèze wörtlich – »teuflich und unchristlich«, Milde als »äußerste Grausamkeit, da sie die unzähligen Wölfe schonen will, um ihnen die ganze Herde Christi zum Fraß vorzuwerfen«.

Ganz anders dagegen Castellio, der am Ende seines vorhin erwähnten Widmungsbriefes den Streit in einfachen Bildern auf den Punkt bringt:

»So wie die Türken über Christus anders denken als die Christen und die Juden wiederum anders als diese beiden und die einen die anderen verdammen und für Ketzer halten, so streiten auch die Christen vielerorts untereinander über die Lehre Christi und verdammen einer den andern und halten sich gegenseitig für Ketzer. Denn über die Taufe, das Abendmahl, die Anrufung der Heiligen, die Rechtfertigung, den freien Willen und die vielen anderen unklaren Fragen gibt es scharfen Streit, so dass Katholiken, Lutheraner, Zwinglianer, Wiedertäufer, Mönche und all die andern einander viel grausamer verdammen und verfolgen als die Türken die Christen. Diese Zerwürfnisse rühren von nichts anderem her als von der Unkenntnis der Wahrheit. Denn wären diese Dinge ebenso offenkundig, wie es offenkundig ist, dass es nur einen Gott gibt, so würden sich alle Christen darin ebenso einig sein, wie alle Nationen einmütig bekennen, dass es nur einen Gott gibt.

Was folgt nun aus all diesen Zerwürfnissen? Dass wir Christen einander nicht verdammen, sondern wenn wir es besser wissen, so sollen wir auch besser und barmherziger sein. Denn dies ist gewiss, je besser einer die Wahrheit kennt, desto weniger neigt er dazu, die andern zu verdammen, wie es das Beispiel Christi und der Apostel zeigt. Wer nämlich die andern leichthin verdammt, offenbart gerade dadurch, dass er nichts weiß, da er den anderen nicht zu ertragen weiß. Denn wissen heißt zu handeln wissen, und wer nicht milde und gütig zu handeln weiß, der weiß nichts von Mildherzigkeit und Güte, und wer sich nicht zu schämen weiß, der weiß nichts von Scham. Wenn wir uns so verhielten, könnten wir in Ruhe miteinander leben. Solange wir uns aber nun mit Hass und Verfolgung gegenseitig bekämpfen, wird es mit jedem Tag schlimmer mit uns.

Wer würde nicht glauben, dass Christus eine Art Moloch oder irgendein Gott dieser Art sei, wenn er will, dass ihm lebendige Menschen als Opfer dargebracht und verbrannt werden? Wer würde denn Christus dienen wollen, wenn er auf Christi eigenes Geheiß lebendigen Leibes grausam verbrannt werden sollte, nur weil er in irgendeiner Sache anders dächte als jene, die Macht über ihn haben – und dies selbst dann, wenn er inmitten der Flammen Christus mit lauter Stimme pries und aus voller Kehle seinen Glauben an ihn hinausschreien würde?

Man stelle sich vor, Christus selbst wäre als Richter zugegen und spräche das Urteil und schaffte die Fackeln herbei: Wer

würde nicht Christus für den Satan halten? Denn was könnte Satan anderes tun, als jene zu verbrennen, die Christi Namen anrufen? O Christe, Schöpfer und König der Welt, siehst du dies? Bist du so sehr ein anderer geworden, so roh, so sehr das Gegenteil deiner selbst? Als du auf Erden weiltest, war niemand sanfter, niemand barmherziger, niemand geduldiger im Ertragen von Unrecht. Wie ein Schaf vor seinem Scherer hast du nicht einmal deinen Mund aufgetan. Mit Ruten geschlagen, bespien, verspottet, mit Dornen gekrönt, als größte Schmach unter Räubern gekreuzigt, hast du gebetet für jene, die dir all dieses Schändliche angetan haben. Hast du dich so sehr gewandelt? Ich frage dich beim heiligen Namen deines Vaters: Bist du es, der befiehlt, dass man jene, die deine Anordnungen und Gebote nicht so verstehen, wie unsere Lehrer es fordern, sie ersäuft, bis aufs Fleisch geißelt und dann mit Salz bestreut, mit Eisen verstümmelt, auf schwacher Flamme röstet und auf jede nur erdenkliche Weise möglichst langsam zu Tode quält? Befiehst du, Christus, dies und billigst es? Sind das deine Stellvertreter, die jene Opfer darbringen? Lässt du dich rufen zu dieser Fleischausteilung, nimmst du gar teil daran und nährst dich von Menschenfleisch? Wenn du, Christus, dies tust oder befiehst, dass es geschehe, was hast du dann dem Satan noch zu tun übriggelassen? Oder tust du etwa das gleiche wie Satan? O gotteslästerliches Tun, o schändliche Frechheit der Menschen, die sich erdreisten, Christus zuzuschreiben, was auf Geheiß und Eingebung Satans geschieht.«

Aus diesen Worten spüren wir, wie sehr Castellio an Calvins Missverständnis litt, Gottes Reich auf Erden auf eine Weise zu etablieren, in der auf Kosten christlicher Tugenden wie Nächstenliebe und Barmherzigkeit ein bis zur Tyrannei entarteter Staat errichtet werden sollte. Nicht dass Calvin kein streng gottesfürchtiger Mensch gewesen wäre. Im Gegenteil, er war geradezu durchdrungen von der Gewissheit, von Gott gesandt und dazu berufen zu sein, Gottes Werk zu vollenden. Für ihn ging es um nichts weniger als um die Errichtung eines gerechten und gottgefälligen Staates, einer Stadt des Lichtes, ja um ein neues Jerusalem an den Ufern der Rhone, in dem wahre Liebe nur mit unbeugsamer Strenge und mit den Mitteln staatlich sanktionierter Kirchenzucht in die Herzen der Menschen gepflanzt werden konnte. Diesem Vorsatz hat Calvin alle Skrupel unterworfen. Für den Fribourger Historiker Volker Rein-

hardt war Calvin in seinem Buch »Die Tyrannei der Tugend« als »Theologe ein politischer Stratege ersten Ranges« und möglicherweise von der damals bereits kursierenden Lektüre machiavellistischen Gedankenguts inspiriert. Als von Gott gesandt, hatten in seiner (Gottes-)Staatsräson Andersdenkende und Gewissensnöte keinen Platz.

Für Calvin galt, dass die Menschen von Grund auf schlecht und verdorben waren und von diesem Übel nur durch strengste Zucht zum Guten bekehrt werden konnten. Jede Schwäche, ob bei sich selbst, seinem Pfarrkollegium oder bei seinen Gemeindegliedern konnte sein Werk gefährden. Er, der Rechtsgelehrte, sah sich im Dienste eines mosaisch strengen Gottes, jenes Gottes, der sein ungehorsames, murrendes Volk durch seine Gebote und Gesetze mit der Androhung schwerster Strafen, bis hin zum Tod, in Zucht zu halten versuchte. Zweifel waren daher für Calvin stets ein Aufbegehren gegen Gott und die Quelle größten Übels, Milde und Nachsicht der Keim zur Beliebigkeit und sittlichen Verrohung.

Natürlich waren die damaligen Zeitumstände für die Errichtung eines solch radikal sich gebärdenden reformatorischen Staatsgebildes nicht einfach. Für das benachbarte Frankreich war Genf so etwas wie die reformatorische Speerspitze in seinem eigenen Fleisch und verstärkte in Genf das Gefühl der Bedrohung durch den katholischen König Franz I., später auch durch Heinrich II. Zur gleichen Zeit hatte die wichtige Schutzmacht Bern nach vielen Verhandlungen Genf zuletzt ihre Unterstützung entzogen. Von daher mag man verstehen, dass für Calvin Glaube und Religion immer und vor allem auch eine Frage des politischen Kalküls und eine Machtfrage waren nach innen wie nach außen.

Wenden wir uns dagegen noch einmal Castellio zu, so finden wir bei ihm nahezu antipodisch eine vollkommen andere, ganz und gar unpolitische Denkungsart. Er, für den die *Imitatio Christi* die oberste Maxime christlichen Denkens und Handelns bedeutete, hatte für die durchgängig mosaisch argumentierende Lehre Calvins wenig Verständnis. Als wenig später nach Servets Tod die kritischen Stimmen gegen Calvin immer lauter wurden und sich Calvin zu einer Rechtfertigung seines Verhaltens und seiner Lehre in der 1554 erschienenen *Defensio ortho-*

doxae fidei gedrängt sah, antwortete ihm Castellio unmittelbar darauf mit seinem *Contra libellum Calvini* (Gegen Calvin). In dieser, seiner mit Abstand leidenschaftlichsten und vernichtendsten Auseinandersetzung mit Calvin, warf er ihm unter anderem eben auch dessen Mosaismus vor:

»Wer wird zulassen«, so schrieb er, »dass ihm Christus entrissen wird, damit er zusammen mit Calvin zu Mose zurückkehre? Mag Calvin auch zusammen mit seinen Juden ein Schüler des Mose sein; für uns ist der Messias als unser Gesetzgeber bereits gekommen, und dessen Gesetz wollen wir gehorchen.« (CLC 199)

Klar ist auch, dass Religion und Glaube für Castellio keinesfalls durch Gesetz, auch nicht von Kirche oder Staats wegen erzwungen werden können. Für ihn konnten Gabe und Religion allein aus dem freien Willen und Vermögen eines jeden Einzelnen heraus ergriffen werden als eine ihm innewohnende Wahrheit – genau so, wie es Gott in Jer 31,33 und später in Hesekiel 11,19 verheißen hatte, als er mit dem neuen Bund ankündigte, sein Gesetz in Herz und Gewissen der Menschen einschreiben zu wollen. Für Castellio war diese Verheißung in Christus erfüllt und durch Paulus in Röm 2,14–15 bestätigt.

Römer 2,14-15

14 Auch wenn die anderen Völker das Gesetz Gottes nicht haben, gibt es unter ihnen doch Menschen, die aus natürlichem Empfinden heraus tun, was das Gesetz verlangt. Ohne das Gesetz zu kennen, tragen sie es also in sich selbst.

15 Ihr Verhalten beweist, dass ihnen die Forderungen des Gesetzes ins Herz geschrieben sind, und das zeigt sich auch an der Stimme ihres Gewissens und an den Gedanken, die sich gegenseitig anklagen oder auch verteidigen.

Daher bedeutete für ihn christlicher Glaube Nachfolge Christi, so wie sie die Evangelien und die Briefe der Apostel überliefern. Vorbilder für die Nachfolge Christi waren für ihn die Jünger mit all ihrer Fehlbarkeit und ihren Zweifeln, aber auch mit ihrer Belehrbarkeit und vor allem ihrem guten Willen. Er glaubte wie Paulus, dass der Mensch ein Werk Gottes sei, in Christus geschaffen zu guten Werken, die Gott selbst geschaffen hat, auf dass der Mensch darin wandle (Eph. 2,10). Dazu gehörten für ihn auch der Zweifel und das Eingeständnis der eigenen Schwachheit, auch des Nichtbegreifens und des Nichtwissens, Künsten, wie Castellio sie nannte, denen er in seinem letzten Lebensjahr 1563 eine eigene Schrift gewidmet hatte unter dem Titel *De arte dubitandi et confidendi, ignorandi et sciendi* (Die Kunst des Zweifelns und Glaubens, des Nichtwissens und Wissens). Dieses Werk gilt gleichsam als die Summa summarum seines Denkens und als sein heimliches Hauptwerk, das jedoch unveröffentlicht blieb und erst Ende des 19. Jahrhunderts als MS in einer Rotterdamer Bibliothek entdeckt wurde.

Lassen Sie mich nun noch einiges über das Leben und die Lebensumstände Castellios berichten.

Als im März 1554 das *De haereticis* erschien, lebte Castellio, wie bereits erwähnt, seit knapp neun Jahren in Basel. Es war nicht Berufung, sondern Vertreibung, die ihn nach Basel geführt hatte. Der Grund – wir werden später noch einmal darauf zurückkommen, waren theologische Meinungsverschiedenheiten mit Calvin, seine finanziell prekäre Lage und die Missgunst der Genfer Pfarrerschaft, die ihm das Leben in Genf verunmöglicht hatten. Doch mehr noch als in Genf waren seine Verhältnisse in Basel äußerst dürftig. Sie sollten sich auch bis zu seinem Lebensende nicht wesentlich verbessern. Als Michel de Montaigne fast zwei Jahrzehnte nach Castellios Tod hörte, in welcher Bedrängnis dieser gelebt hatte, bezeichnete er dies als »die große Schande unseres Jahrhunderts«.

Basel war damals ein Zentrum des Buchdrucks, und so lag es für Castellio nahe, sich bei dem berühmten Drucker Johannes Oporin als Korrektor zu verdingen. Der Lohn reichte nicht, um seine rasch wachsende Familie zu ernähren, und so musste er sich durch körperliche Handlangerdienste wie Holzsägen, Wassertragen, als Fischer und als Gärtner seinen Lebensunterhalt verdienen. Zuwendungen aus dem Erasmus-Fond, die er von dem Rechtsgelehrten und Erasmus-Freund Bonifacius Amerbach erhielt, der Castellio schätzte, linderten die größte Not. Schließlich, nach über acht Jahren im Mai 1553, erhielt er eine Anstellung als Professor der griechischen Sprache an der Basler Universität, die ihm endlich ein zwar bescheidenes, aber gesichertes Einkommen verschaffte.

Doch anders als für Calvin war Armut für Castellio seit jeher eines der Merkmale, die sein Leben bestimmten. Geboren 1515 als Sohn des Bauern Claude Chastillon und aufgewachsen als eines von sieben Kindern in dem savoyischen Dorf Saint-Martin-du-Fresne, lernte er bereits früh, sich zu bescheiden. Besonders prägend war für ihn vor allem sein Vater, über den er 1558 schrieb:

»Mein Vater war zwar in der Religion sehr unwissend, aber er hatte das Gute, dass er nichts so sehr verabscheute und uns zu verabscheuen lehrte wie das Stehlen und das Lügen.«

Vielleicht war für ihn neben der religiösen Strenge, die in seiner Familie herrschte, ebenso prägend die Tradition des Widerstands, für die die savoyische Landschaft Bugey, in der sie leb-

ten, seit den Waldenserverfolgungen des 13. Jahrhunderts bekannt war: Wer damals aus Glaubens- und Gewissensgründen nach dorthin floh, durfte sicher sein, dass ihm hier Schutz und Arbeit gewährt würden.

Seine Studienzeit in den Jahren 1535–1540 verbrachte er in Lyon, damals neben Paris das wirtschaftlich und kulturell bedeutendste Zentrum Frankreichs. Dort studierte Castellio an dem damals für seine humanistische Gelehrsamkeit berühmten Collège de la Trinité Griechisch und Latein. Man kann davon ausgehen, dass er gegen Ende seiner Studien auch Zeuge der ersten Ketzerverbrennungen in Lyon war, die ihn sicher stark geprägt hatten. Sehr wahrscheinlich wird er sich in dieser Zeit auch mit den religiösen Erneuerungsgedanken der französischen Humanisten beschäftigt haben, die damals hoch im Kurs standen. Und ebenso wahrscheinlich wird er dort auch Calvins 1536 erstmals erschienener *Institutio* begegnet sein, jener Ausgabe also, die er später in seinem *De haereticis* zitieren sollte. In dieser ersten Ausgabe hatte Calvin sich noch ganz klar gegen jegliche Art von Ketzerverfolgungen ausgesprochen – ein Bekenntnis, das er jedoch in den späteren Ausgaben der *Institutio* gestrichen hatte.

Unter dem Eindruck der aufflammenden Unruhen in Lyon begab sich Castellio in das wirtschaftlich blühende und in Glaubensfragen tolerante Straßburg, wo sich damals zahlreiche Glaubensflüchtlinge versammelten. Dorthin hatte sich auch Calvin zurückgezogen nach seinem ersten gescheiterten Versuch, in Genf von 1536 bis 1538 seine radikalreformerischen Vorstellungen durchzusetzen, und wirkte nun als Prediger in der französischen protestantischen Flüchtlingsgemeinde in Straßburg. Zu dem Kreis, der sich um Calvin scharte, gehörte auch Castellio, der sogar kurz nach seiner Ankunft in der elsässischen Reichsstadt für eine Woche bei Calvin Quartier bezog. Wie treu er ihm damals verbunden war, sollte sich wenig später erweisen, als nämlich im Frühjahr 1541 die Pest in Straßburg ausbrach. Calvin weilte zu jener Zeit in Regensburg, und so übernahm es Castellio, sich um die Pflege der von der Pest befallenen Familie und der Schüler des Reformators zu kümmern, was angesichts der Angst vor dem Schwarzen Tod viel Mut erforderte.

Im Herbst 1541 überraschte Calvin dann die Nachricht, dass es sich der Genfer Rat inzwischen anders überlegt hatte und Calvin inständig bat, wieder die Leitung der Genfer Gemeinde zu übernehmen. Kurz zuvor hatte der in Neuchâtel verbliebene Farel bereits dem Genfer Rat Castellio als künftigen Leiter des Collège de Rive vorgeschlagen, worüber Calvin jedoch nicht ganz glücklich gewesen sein dürfte. Ihm schwebte nämlich für die Leitung dieser Schule eine namhaftere Persönlichkeit vor, zumal er beabsichtigte, aus dieser Schule etwas Größeres zu schaffen: eine Art Kadenschmiede für die Pfarrerschaft, die später tatsächlich als Genfer Akademie internationale Bedeutung erlangen sollte. Für Castellio aber bot sich die Gelegenheit, hier erstmals seine pädagogischen Fähigkeiten zu entdecken und zu entwickeln. Im Sinne der pädagogischen Vorgaben des Collège begann er damals mit der Übersetzung des Neuen Testaments ins Französische, um auch dem des Lateinischen unkundigen Volk Zugang zum Verständnis der zentralen Schriften des Christentums zu ermöglichen. Doch schon hier entstanden erste inhaltliche und interpretatorische Differenzen mit Calvin, der sich in seiner theologischen Deutungshoheit, zu der auch die Bibelübersetzung gehörte, angegriffen sah. Bei dieser Gelegenheit sollte Castellio zum ersten Mal erfahren, was es heißt, Calvin zu widersprechen. Wer nicht für ihn war und sich ihm nicht bedingungslos unterwarf, so seine enttäuschende Erkenntnis, wurde zum Gegner erklärt.

Der Konflikt mit Calvin war damit vorgezeichnet. Die Meinungsverschiedenheiten häuften sich, und als es darum ging, Castellio als Prediger anzustellen, kam es vollends zum Zerwürfnis. »Denn einen Zweifler konnte man unter den Kirchenführern nicht brauchen«, wie Castellios Biograph, der Basler Kirchenhistoriker Hans Guggisberg notierte.

Doch zuvor schon kam es zu ernsthaften Konfrontationen mit dem Genfer Pfarrerkollegium. Als nämlich im Frühherbst 1542 in Genf die Pest ausgebrochen war, suchte man einen Seelsorger für das Pesthospital und fand ihn zunächst auch in der Person des Pfarrers Pierre Blanchet, der dort bis zum Ende der Pest seinen Dienst versah. Als diese jedoch im April 1543 erneut ausbrach, war keiner der Stadtpfarrer bereit, das Amt zu übernehmen; einige hatten sogar erklärt, sie gingen lieber zum Teufel als ins Pesthospital. Castellio aber, der sich freiwillig gemeldet hatte, kam aus unerfindlichen Gründen nicht zum Zuge. Später machte man ausgerechnet ihm, der in Straßburg bereits

Dienst an Pestkranken versehen hatte, aus Genfer Kreisen den Vorwurf, er habe sich feige gedrückt.

Hatte Calvin bis dahin noch – aufgrund seiner menschlichen und intellektuellen Wertschätzung Castellios und sofern es nicht um theologische Streitfragen ging – die Hand über ihn gehalten, so wurde das Tischtuch zwischen der Genfer Pfarrerschaft und Castellio endgültig zerrissen, als Calvin bei einem Pfarrkonvent eine Stelle aus dem 2. Korinther 6 auslegte. Bei dieser Gelegenheit ergriff auch Castellio das Wort und warf den dort versammelten Pfarrern ihren mangelnden Eifer, ihren fehlenden Mut und ihre Nachlässigkeit im seelsorgerischen Dienst vor. Seine Vorwürfe gipfelten in dem Satz: »Paulus hat Verfolgung durch andere erlitten, wir aber verfolgen Unschuldige.«

Die Folge war, dass Castellio aller Posten enthoben wurde. So blieb ihm nichts anderes übrig, als Genf zu verlassen und sich nach dem religiös eher moderat gestimmte Basel zu begeben. Dass damit aber knapp acht Jahre später die Basler Stadt und Gemeinde in schwere politische Unwetter geraten und »zum Schauplatz einer der berühmtesten Kontroversen der Neuzeit über die Religionsfreiheit« (Joseph Lecler) werden sollte, konnte damals noch niemand ahnen.

Noch weniger konnte man damals ahnen, dass vierhundert Jahre nach Erscheinen des *De haereticis* der große Schweizer Historiker Werner Kaegi 1954 in der Aula der Basler Universität einmal zu dem Urteil kommen würde: »Castellios Büchlein, das im Herbst 1553 als Idee konzipiert und im Frühling 1554 gedruckt worden ist, stellt einen der Gründe dar, warum der Name Basels und seiner Universität in der Geschichte der Freiheit von der Welt mit Ehren genannt wird.« Denn immerhin komme in dem »weitverzweigten Netz von Wegen und Straßen, das aus verschiedenen Epochen und Ländern zum Katalog der Menschenrechte führt, eine Straße zu ihm vom Kontinent her. Sie führt von Basel aus rheinabwärts in die Niederlande, dann über das große Meer in die Staaten des neuen Holland, das später Neu-England geworden ist, an die Küste des neuen Amsterdam, das heute New York heißt. Von dort führt sie zurück ins Frankreich der Revolution und in die Geschichte unsres eigenen 19. Jahrhunderts.«

400 Jahre also brauchte es, bis Castellio endlich offiziell Gehör fand und als Wegbereiter der Toleranz gewürdigt wurde. Es sei, wie Stefan Zweig, sein literarischer Biograph, 1936 schrieb, geradezu ein Wesensmerkmal für das Schicksal des stillen und dabei so unerschrocken kämpferischen Castellio und gehöre auch zu den vielen Ungerechtigkeiten und Merkwürdigkeiten der Geschichte, dass Castellios Ideen von anderen übernommen und sein Kampf unter fremdem Namen weitergeführt wurde, er selbst aber dazu verurteilt war, »im Schatten zu leben, im Dunkel zu sterben«. »Vergessen ist seine moralische Großtat, der Kampf um Servet, vergessen der Krieg gegen Calvin, ›der Mücke gegen den Elefanten‹, vergessen die Werke eines Mannes, den seine Zeitgenossen einhellig nicht nur als einen der gelehrtesten, sondern auch der edelsten Männer seines Jahrhunderts gerühmt. – Welch eine Dankesschuld ist an diesem Vergessenen noch zu begleichen! Welch ein ungeheures Unrecht hier noch zu sühnen!«

Doch auch Zweigs eigenen Bemühungen, Castellio aus dem Dunkel der Geschichte zu befreien, waren Hindernisse in den Weg gelegt. Und so mutet es wie eine schicksalshafte Wiederholung der Geschichte an, dass Castellio wieder einmal, wenn auch nur mittelbar, ein Opfer der Verfolgung wurde. Diesmal war es sein Verteidiger, der Jude Stefan Zweig, den der Bannstrahl der nationalsozialistischen Zensur getroffen hatte. Und so musste dieser das Buch, anstatt in Frankfurt bei seinem Hausverlag Fischer, 1936 in Wien veröffentlichen. Erst 1954 konnte das Buch auch in Deutschland erscheinen.

Bewegt uns noch die Frage: Was blieb von Castellio und was kann er uns heute sagen?

Zunächst jedoch: Was blieb von ihm und wo finden wir seine Spuren? Es erscheint fast wie ein Paradoxon, dass, über die Jahrhunderte gesehen, die Wirkung Castellios kaum denkbar gewesen wäre ohne die große historische Leistung Calvins. Diese bestand darin, dass Calvin in Genf die Grundlagen legte dafür, dass seine Lehre, eingebettet in die strenge Kirchenzucht, die er den Christen verordnete, in raschem Lauf große Teile vor allem der nördlichen Welt eroberte: Genf und seine Akademie wurde zu einem Zentrum der Reformation, von weither pilgerten die Reformierten aus dem europäischen Ausland nach Genf in das »protestantische Rom«, von wo wie sie

wiederum ausströmten und ausgesandt wurden, um die Lehre Calvins in ihre Heimatländer zu tragen: die hugenottischen Glaubensflüchtlinge nach Frankreich, der Schotte John Knox als Reformator nach Schottland – und ebenso wurden auch Holland und von dort die nordischen Länder bald von puritanischem Geist durchdrungen. Wohin auch immer der Calvinismus drang, überwölbte und durchdrang er sehr bald schon die jeweils herrschenden Verhältnisse mit seinem sittlich-religiösen Diktat. Die Welt, die er mit seinen strengen reformatorischen Prinzipien eroberte, wurde zwar geordneter und sittlicher, aber auch uniform, monoton und monochrom. Die sinnliche Vielfalt der Farben und Gewänder wich einem Schwarz und Grau, Tanz und Musik verstummten, aus den Kirchen wurden die Bildwerke entfernt.

Blickt man jedoch über diese, nach heutigem Verständnis, despotischen Anfänge hinaus, so wird man finden, dass in all diesen Ländern in dem Nährboden des Calvinismus nach und nach ein neuer Geist zu keimen und auf diesem zu sprießen begann. Ausgerechnet aus ihm, dem Calvinismus, der die individuelle Freiheit bekämpfte, ist damals die Idee der politischen Freiheit hervorgegangen: in Holland, England und in den Vereinigten Staaten entstanden liberale Ideen, die, wie schon von Werner Kaegi angedeutet, den Katalog der Menschenrechte entscheidend prägten.

Überall spürt man den heimlichen Atem Castellios, und »gerade jene Länder, die«, wie Stefan Zweig bemerkt, »am stärksten von der Intoleranz durchdrungen werden sollten, sind überraschenderweise die ersten Freistätten der Toleranz geworden. Gerade wo Calvins Religion Gesetz, wird auch Castellios Idee Realität.«

Bei der großen Verbreitung der Werke Castellios vor allem in Holland seit 1612 dürften auch beiden großen Männer der Aufklärung, der Niederländer Spinoza und der Franzose Descartes, der 18 Jahre in Holland lebte, mit den Ideen Castellios in Berührung gekommen sein. So zeigt die Wirkungsgeschichte der beiden Kontrahenten Calvin und Castellio, dass sie letztlich wie zwei Seiten einer Medaille die Weltgeschichte beeinflussten. Historisch gesehen war der eine ohne den anderen nicht denkbar.

Und Castellio heute? Mir scheint er heute, auch in seiner bildhaften Klarheit und Eingängigkeit, aktueller denn je. Noch im-

mer stehen Zucht und Vorurteil einem freien Geist im Wege. Zwar sind Glaubens- und Meinungsfreiheit und die Unantastbarkeit der Menschenwürde in sämtlichen demokratisch verfassten Gesellschaften als unabdingbar in ihren Verfassungen verankert. Aber was bedeuten sie für unseren Alltag? Wie schwer ist es, diesen Anspruch im Zusammenleben der Menschen und Nationen tatsächlich einzulösen? Was versteht ein Einzelner unter Menschenwürde? Und wie definiere ich Toleranz? Nur als Duldung und höfliches Ertragen des Anderen, des Fremden? Oder als lebendiges, teilnehmendes Interesse an ihm und seinem kulturellen Reichtum? Wir können heute, wenn wir Castello lesen, noch viel von ihm lernen.

Denn die Wirklichkeit wirkt, gemessen an diesem Anspruch, oft ärmlich. Selbst Christen tun sich untereinander immer noch schwer, über ihren von Vorurteilen verdunkelten Schatten zu springen und sich über die Konfessionsgrenzen hinweg die Hände zu reichen. In anderen Religionen erleben wir sogar eine zunehmend aggressive Verhärtung bis hin zu einer neuen, rückwärts gewandten Stagnation. Seit Errichtung eines islamischen Gottesstaates im Iran ist der Frieden zwischen den Religionen noch instabiler geworden. Gerade hier, wo in früheren Jahrhunderten wirkliche Toleranz gelebt wurde, wird nun die Toleranz als Inbegriff westlicher Dekadenz geächtet. Man denke nur an das Entsetzen und die Empörung, als der Schriftsteller Salman Rushdie 1989 durch eine Fatwa des damaligen iranischen Führers Khomeini wegen der Satanischen Verse weltweit zur Tötung ausgeschrieben wurde. Das Urteil wurde bis heute nicht aufgehoben. Und heute werden die, die kritisch denken und berichten, ohne Gerichtsurteil von Meuchelmördern feige überfallen und getötet.

Doch auch Castello musste zuletzt noch einmal um sein Leben fürchten. Krankheit und die ständige Bedrohung durch die Angriffe aus Zürich und Genf, aber auch durch immer neue Verleumdungen und Anklagen seitens selbsternannter Freunde Calvins, hatten seine Kräfte aufgezehrt. Nun wurde er von einem dieser Freunde Calvins offiziell angeklagt und vor den Basler Rat bestellt. Die Anklage lautete diesmal auf Ketzerei. Castello wusste, dass dies für ihn die Todesstrafe bedeutete, wenn es ihm nicht gelingen würde, sich wirksam zu verteidigen. In seiner letzten und nur infolge seiner Beharrlichkeit öf-

fentlich gemachten Schrift führt er in sachlich nüchternem Ton sämtliche gegen ihn vorgebrachten, zum Teil schon mehrfach bei anderer Gelegenheit widerlegten Anschuldigungen ad absurdum. Gegen Ende schreibt er: »Wenn sie aber ein gutes Gewissen haben, mögen Calvin und de Bèze erscheinen und alle Vorwürfe, die sie schriftlich gegen mich ausgesprochen haben, vor Euch, meinen Richtern, beweisen. Ich jedenfalls werde (damit Ihr seht, wie ich der Redlichkeit meines Falles vertraue) auch meinen Kopf zur rechten Strafe anbieten, sofern sie jenes bewiesen haben. [...] Groß und mächtig sind meine Gegner und meine Ankläger, aber mächtig ist Gott, der (ohne Rücksicht auf Personen) von seinem Thron herab straft. Ich aber bin ein geringer, einfacher Mensch, aber auch die Geringen nimmt Gott auf und rächt ihr Blut (wenn es ungerecht vergossen wird). Zu irren ist leicht, und in einem Augenblick fügt ein schlechter Mann leicht eine Wunde zu, die dann hundert gute Ärzte in vielen Jahren nicht zu heilen vermögen.«

Fünfunddreißig Tage nachdem er diese Schrift zu seiner Verteidigung vor dem Basler Rat niedergelegt hatte, starb Sebastian Castellio im Alter von achtundvierzig Jahren. Als Ursachen nannten manche körperliche Überanstrengung und Erschöpfung, andere sprachen von Krankheit des Herzens und der Seele. »Die jahrelange psychische Belastung«, so Guggisberg, »die in der Denunziation vom November 1563 ihren Höhepunkt erreicht hatte und sich in dem bevorstehenden Prozess noch weiter zu verschärfen drohte, hatte ohne Zweifel ihren Preis verlangt.«

Von diesem Tag an, dem 29. Dezember 1563, hüllte sich Calvin in Schweigen. Nur wenige Monate nach Castellio, am 27. Mai 1564, starb auch er.

